

## 5.So.n.Trin . Evangelische Stadtkirche Baden-Baden

„Erntezeit“

Predigt über Mt. 9, 35ff von Pfarrerin Marlene Bender

Was für ein Sommer! Verlernen wir über all unseren kleinen und großen Sorgen in diesen Tagen das Staunen nicht, liebe Gemeinde!

Was für ein Sommer! Ein Gang über den Wochenmarkt lässt das Herz aufgehen bei all den Beeren und Früchten, dem Gemüse, den Blumen. Die Felder sind z.T. schon jetzt, Mitte Juli, abgeerntet. Es war oder ist jetzt alles reif zur Ernte.

Jesus, der die letzten drei Jahre seines Lebens als Wanderprediger umherzog, er hat aufmerksam mit der Natur gelebt. Oft übernachtete er wohl mit seinen Anhängerinnen und Anhängern unter freiem Himmel, von Dorf zu Dorf zogen sie über Felder und Flure.

Begleiten wir Jesus bei solch einem Flurgang, wie ihn Matthäus im 9.Kapitel seines Evangeliums schildert:

*Und Jesus zog umher in alle Städte und Dörfer, lehrte in ihren Synagogen und predigte das Evangelium von dem Reich und heilte alle Krankheiten und alle Gebrechen. Und als er das Volk sah, jammerte es ihn; denn sie waren geängstet und zerstreut wie die Schafe, die keinen Hirten haben. Da sprach er zu seinen Jüngern: **Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter. Darum bittet den Herrn der Ernte, dass er Arbeiter in seine Ernte sende.** ... Diese Zwölf sandte Jesus aus, gebot ihnen und sprach: Geht ... hin zu den verlorenen Schafen aus dem Hause Israel. Geht und predigt und sprecht: Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen. Macht Kranke gesund, weckt Tote auf, macht Aussätzige rein, treibt Dämonen aus. Umsonst habt ihr's empfangen, umsonst gebt es auch. (Mt. 9,35ff)*

Erntezeit – pralles Leben, bunte Farben, Fülle und Segen. Das Bild steht mir, steht wohl den meisten von uns vor Augen. Ein Bauer aber sieht mehr: Für ihn ist Erntezeit harte Arbeit: Die Frucht muss rechtzeitig eingefahren werden. Sie darf nicht verloren gehen. Vor der sengenden Dürre oder dem nächsten Gewitterhagel muss sie gerettet werden. Sie darf nicht verderben.

Jesus denkt wie ein Bauer. Er sieht die weißen Felder, den Kampf um eine gute Ernte, die große Mühe um die reife Frucht. Jesus, der in Bildern denkt und spricht, überträgt das, was er sieht, auf die Menschen, die ihm begegnen. Das kostbare Gut der Erde, die Ernte, die gerettet werden muss, das sind die Leute, auf die er bei seinen Wanderungen trifft. Er sieht wohl die wenigen Begüterten, die wenigen Freien, die in Frieden mit sich, ihren Nächsten und in Einklang mit ihrem Schöpfer leben. Die sieht er wohl: dieses pralle, gesegnete Erntefeld. Aber er sieht weiter. Er erkennt: Die meisten leben anders. *Und als er das Volk sah,*

*jammerte es ihn; denn sie waren geängstet und zerstreut wie die Schafe, die keinen Hirten haben.*

*Geängstet und zerstreut:* Die politischen Umstände dort im besetzten Palästina machen die einen zu angepassten Leisetretern, die andern zu willfährigen Kollaborateuren; sie treibt die einen in den Untergrund und lässt Gewalt als einzigen Weg zur Lösung der Probleme erscheinen. Die andern sehen in der Religion das Heilmittel: frommes Leben, strenger Glaube, ansonsten warten auf göttliche Hilfe. Jesus sieht: Die Not ist groß. Die Armen wissen nicht, wie sie ihre Kinder satt bekommen, die Besatzer pressen das Letzte aus der Bevölkerung heraus, den Tagelöhnern droht Schuldknechtschaft, und die Frauen sind sowieso die Verliererinnen. Schuftigen, Kinderkriegen und dem Ehemann gehorchen. *Sie alle waren geängstet und zerstreut wie die Schafe, die keinen Hirten haben.*

Die Not ist groß. Und die Zeit drängt. Denn niemand soll verloren gehen. Niemand soll in seiner Angst sterben, niemand einsam seine Tage verbringen.

Liebe Gemeinde, seit den Tagen Jesu hat sich viel geändert. Aber wenn Jesus heute durch unsere Dörfer und Städte ginge, was würde er bei uns feststellen? In Baden-Baden und Rastatt, in Durmersheim und in Ebersteinburg, in Lichtental und in Oberbeuern, in Gernsbach und in Staufenberg? Dass die Not groß ist – auf den ersten Blick sieht das nicht so aus, und wenn man nur auf Äußerlichkeiten achtet, dann kommt man zu dem Entschluss: Alles ist gut. Noch. Noch läuft die Wirtschaft rund, überall wird gebaut, noch werden unnötige Waren produziert und gekauft, noch wird hemmungslos geflogen, wird Energie verschleudert und bei Amazon und Google eingekauft. Es wird kommuniziert, dass sich die Balken biegen, aber oft nur noch virtuell. Wie viele einsame Menschen es in unserer Stadt gibt, begegnet mir fast täglich. Wenn ich von meinen Besuchen in den Seniorenresidenzen und Pflegeheimen zurückkomme, bin ich selbst manchmal ganz am Boden. Mir geht es wie Jesus: Es jammert mich. Es jammert mich, wenn eine alte Dame sich an mich klammert, weil sie gleich wieder so allein sein wird, wenn ich ihr Zimmer verlasse. Es jammert mich, wenn ich erfahre, dass Kinder und Enkel weit weg wohnen und die Besuche rar sind. Es jammert mich, wenn jemand nicht sterben kann, weil er sich mit seinem Bruder überworfen hat und sich nun noch einmal gern mit ihm aussprechen würde. Es jammert mich, wenn in dieser schönen Stadt viele stolz sind auf ihren Elfenbeinturm, auf ihre engen Zirkel, wo man sich mit anderen Milieus und den anderen Menschen nicht berühren muss, wo man unter sich bleiben will – in kleinem Rahmen. Wenn dann die Bekannten wegsterben, klafft eine große Lücke. –

In Großbritannien gibt es seit 2018 ein Ministerium für Einsamkeit. Ministerpräsidentin May begründete den Schritt mit der "traurigen Realität des modernen Lebens", die Millionen Menschen betreffe. Es gehe um "Menschen, die niemanden haben, mit dem sie reden oder ihre Gedanken und Erfahrungen teilen können", sagte die Regierungschefin. Das Rote Kreuz spricht im Zusammenhang mit Einsamkeit und Isolation von einer "Epidemie im Verborgenen", die Menschen aller Altersstufen und in den unterschiedlichsten Lebensphasen treffen könne - sei es nach dem Ausscheiden aus dem Job, nach Trennungen oder bei Trauerfällen.

*Und als Jesus all diese Menschen sah, jammerte es ihn; denn sie waren geängstet und zerstreut wie die Schafe, die keinen Hirten haben.*

Und er wagt eine Zeitansage: *Die Ernte ist groß.* Die Ernte ist jetzt. Jetzt ist Erntezeit. So wie die Ernte verdirbt, wenn sie nicht eingefahren wird, so darf kein Mensch verloren gehen und niemand verderben. Also: nicht irgendwann brauchen Menschen Hilfe, sie brauchen jetzt Gottes Nähe, Jesu Beistand und menschliche Boten, die ihnen das zusprechen. Man hört Jesus regelrecht stöhnen: Wenn es bei dieser Ernte doch nur mehr Erntehelfer gäbe! *Die Ernte ist groß, aber es gibt zu wenige Arbeiter.* Wer sich auch nur ansatzweise über unsere Landwirtschaft informiert hat, der weiß: Jedes Jahr dasselbe Drama. Woher kommen die Helfer in den Stoßzeiten? Der Markt ist leergefegt. Vielen Einheimischen ist der Job zu schwer, die Arbeitskräfte aus Osteuropa reichen nicht.

*Darum bittet den Herrn der Ernte, dass er Arbeiter in seine Ernte sende.* Als ich Abitur machte, warb meine pfälzische Landeskirche unter uns Abiturienten mit einer Broschüre unter dem Titel „Weil Menschen Menschen brauchen – Theologie studieren.“ Und siehe da: Die Werbung klappte. Die Hörsäle füllten sich. In Tübingen, wo ich mit dem Studium begann, war der FB 01, die Ev. Theologie, einer der zahlenmäßig stärksten der Alma Mater. Sieben Jahre und viele Prüfungen später gerieten die Kirchenleitungen in Panik: „Soo viele hätten nun auch nicht werden sollen! Wir haben ja um Nachwuchs gebetet – aber dass die Gebete so erhört werden würden, das war dann doch des Guten zu viel!“ Man sprach fortan von der „Theologenschwemme“ – was uns eine Ahnung vermittelte, wie willkommen wir waren. Nochmal fünf Jahre später, und es gab arbeitslose Theologinnen und Theologen. Nun gehen wir Babyboomer bald in Pension. Aber kaum noch jemand betet m.W. um Nachwuchs – obwohl wir doch bald Probleme bekommen werden, hoffentlich nicht so große wie unsere katholischen Geschwister, aber weiterhin ist *die Ernte ... groß, aber wenige sind der Arbeiter.*

Stopp, hier falle ich mir selbst ins Wort, liebe Gemeinde. Denn das stimmt nicht. Die Arbeiter, die Erntehelfer, die Menschen, die Gott braucht, um andere zu erreichen: Sie sind da. Sie sind ausgerüstet mit dem, was sie brauchen: Sie haben eine Bibel und können sie lesen. Sie wissen, wie man betet und trauen sich zu, auch mit anderen die Hände zu falten. Sie können zuzuhören. Sie vertrauen darauf, dass ihnen Christus zur Seite steht und sie dann ein gutes Wort haben werden, um mit den Müden zur rechten Zeit zu reden. Sie leben aus dem Frieden, der unsere Vernunft übersteigt, und sie geben ihn weiter. Natürlich sind sie auch oft mutlos und zweifeln. Selbstverständlich haben sie nicht auf alles eine Antwort und wollen hinwerfen. Aber ob sie's glauben oder nicht: Gott rechnet mit ihnen. Dazu müssen sie keine Theologie studieren.

Denn sie sind ja getauft. Sie haben eine Gemeinde und Geschwister, die zuhören, wenn sie selber Rat brauchen.

Die Arbeiterinnen und Arbeiter, um die Jesus bittet, das sind Sie und Sie und Sie und ich. „Wer aus der Taufe gekrochen ist“, sagt Martin Luther auf seine unverkennbare Art, „das ist zum Bischof, Priester und Papst geweiht“. Wer meint, Pfarrerinnen und Pfarrer oder gar „die Kirchenleitung“ müsse es richten, der hat nicht verstanden, was Christsein, was evangelisch sein bedeutet. Weil wir „aus der Taufe gekrochen“ sind, weil wir aus seiner Gnade leben, weil wir Gottes Vergebung immer wieder erfahren (- und das nicht für uns allein, sondern um das Geschenkte weiterzugeben), darum sind wir alle Arbeiterinnen und Arbeiter auf Gottes Erntefeld.

Die Ernte ist da. Gott braucht uns. Die Menschen warten. Niemand ist da zu klein oder zu alt, kein Glaube ist zu schwach. Es reicht, ein barmherziges Herz, ein offenes Ohr und ein klares Auge zu haben. Und: innerlich beweglich zu bleiben. Da kommt es nicht auf das Alter an.

Wir haben in der Schriftlesung vorhin von Abraham gehört. Der war schon steinalt und fest etabliert. Aber er hat sich rufen lassen. Ins Unbekannte. Weil er wusste, dass Gott ihn braucht.

In diesen Tagen erinnern wir uns in Deutschland an das Attentat vom 20. Juli 1944. Viele derer, die sich damals an der Verschwörung gegen Hitler beteiligten, waren bewusste Christen. Sie kamen aus den unterschiedlichsten Berufen und Lebensbezügen und wählten die unterschiedlichsten Wege, dem Regime ein Ende zu bereiten. Was sie einte, waren zwei Punkte:

1. Die Überzeugung: Gott braucht mich, um mutig das NS-Regime zu stürzen.

2. Das Wissen: Jetzt ist die Zeit reif. Jetzt müssen wir handeln. Damit das Sterben ein Ende habe, damit nicht noch mehr Menschen an Leib und Seele verderben.

Die Verschwörer rechneten auch mit dem Scheitern, ja, es schien von Anfang an sehr wahrscheinlich. Und doch hielten Stauffenberg und seine Mitverschwörer daran fest. Sie wollten der Welt zeigen, dass es auch ein anderes Deutschland gab. Sie wollten ein moralisches Zeichen setzen.

Gedankt wurde es ihnen nicht. Das Attentat misslang, die Beteiligten wurden hingerichtet, in vielen Kirchen wurden Dankgebete für die Bewahrung des Führers gesprochen. War darum alles sinnlos? War die Zeit doch nicht reif gewesen? Liest man die Abschiedsbriefe von Bonhoeffer, von Moltke oder Stauffenberg, schaut man auf das Leben einer Elisabeth von Thadden oder einer Sophie Scholl, dann stößt man immer wieder auf die Gewissheit, von Gott getragen zu sein und das Rechte getan zu haben.

Was wir zum Eingang gebetet haben, das Bekenntnis des 73sten Psalms, das fasst das zusammen, das könnte über ihrem Leben stehen:

Dennoch bleibe ich stets an dir, denn du hältst mich an deiner rechten Hand.

Du leitest ich mich deinem Rat und nimmst mich am Ende mit Ehren an.

Amen.